



Universiteit
Leiden
The Netherlands

Review of Rocchi, S.; Mussini, C. (2017) *Imagines antiquitatis. Representations, concepts, receptions of the past in Roman antiquity and the Early Italian Renaissance*

Pieper, C.H.

Citation

Pieper, C. H. (2020). Review of Rocchi, S.; Mussini, C. (2017) *Imagines antiquitatis. Representations, concepts, receptions of the past in Roman antiquity and the Early Italian Renaissance*. *Gnomon*, 92(5), 416-421. doi:10.17104/0017-1417-2020-5-32

Version: Publisher's Version

License: [Licensed under Article 25fa Copyright Act/Law \(Amendment Taverne\)](#)

Downloaded from: <https://hdl.handle.net/1887/3238729>

Note: To cite this publication please use the final published version (if applicable).

Ch. 9 is a bracing reminder that scholars of Neo-Latin poetry know parts of Augustan literature better than Augustan scholars themselves. Victoria Moul, with impressive command of the classical and manuscript traditions, traces the reception of Grattius from his rediscovery in 1534 through to the 18th century, in such authors as Fracastoro, Darcio, Vanière, and Fisher. Grattius was generally published in hunting anthologies alongside both ancient and modern Latin hunting texts, and played a more important role in the literary culture of the Renaissance than in the modern classical canon. «Grattius' distinctive optimism» (p. 229) seems to be what neo-Latin poets of hunting most pick up on, even as some react with rejection of myth and with sympathy for the hunted prey in ways not found in Grattius. In ch. 10, Mike Waters offers an indulgent meander through the life and *Nachleben* of the first English translation of Grattius, by Christopher Wase in 1654, a work intended to burnish his c.v. so that Cromwell might restore him to his Cambridge fellowship despite his Royalist loyalties. Waters notes that Wase's translation differs from prevalent translation practice at the time (such as that favored by Dryden) in sticking close to the Latin, with extensive historical and cultural contextualization in the accompanying commentary.

The appendix argues against transposing lines 61–74 to directly after the proem (lines 1–23), a transposition endorsed by the authors of chh. 1–2 of this volume. The appendix is, distressingly to me, the only place in the book where the enslaved labor underpinning the whole undertaking of Roman hunting is even touched on – elsewhere the scholars' erasure of the economy of Roman enslavement matches Grattius' own. That aside, I find Green's arguments from the low status and metapoetic potential of net-weaving (cf. Tsaknaki, ch. 4) persuasive.

The essays in this volume have moved the scholarly discourse on *Cynegetica* to the next level. This will be a must-consult for anyone working on Grattius or on ancient hunting. And while it may not singlehandedly produce a Grattian turn in classical scholarship, it should nonetheless serve to persuade scholars of Augustan poetry that they at least need to read Grattius and think of him when thinking about their literary epoch. Green's dream team has proven that what Pliny the Younger says about hunting is true also of Grattius' hunting poem: *Non est quod contemnas hoc studendi genus ... experieris non Dianam magis montibus quam Mineruam inerrare* (1.6.2–3).

Winston-Salem

T. H. M. Gellar-Goad

*

Stefano Rocchi, Cecilia Mussini (Edd.): *Imagines Antiquitatis*. Representations, Concepts, Receptions of the Past in Roman Antiquity and the Early Italian Renaissance. Berlin/Boston: de Gruyter 2017. IX, 327 S. (Philologus Suppl. 7.) 109,95 €.

In den letzten zwei Jahrzehnten hat es viele Versuche gegeben, ein differenziertes Bild davon zu bekommen, wie die römische Kultur ihre Vergangenheit rezipierte.¹ Der anzuzeigende Sammelband ist einer von ihnen. Er bringt vierzehn

¹ Grundlegende Bücher sind M. Citroni, 'Memoria e identità. La cultura romana costruisce la sua immagine' (Florenz 2003); J. I. Porter (Hg.), 'Classical Pasts. The Classical Traditions of Greece and Rome' (Princeton 2006). Wichtige Beiträge hat zudem Elisa Romano

Aufsätze zusammen, die in drei inhaltlich stark überlappende Themenfelder geordnet sind ('Thinking the past: categories and structures of the antique', 5 Beiträge; 'Functionalizations of the past', 4 Beiträge; 'Veteres: the relation to past authorities', 5 Beiträge). Wie meist bei Sammelbänden gibt es nicht eine durchgehende These oder nur ein theoretisches Konzept, sondern stehen verschiedene Konzeptualisierungen einer *antiquitas Romana* nebeneinander, die zusammengenommen jedoch ein breites Panorama von möglichen Zugriffen aufzeigen, mit denen die römische Kultur ihrer wirklichen oder imaginierten Vergangenheit begegnete. Etwas überraschend und auch in der Einleitung kaum motiviert ist die Einbeziehung zweier Beiträge zur italienischen Renaissance, die jedoch thematisch gut zum Rest passen, und eines Beitrags zum Bild des Armenierreichs im Rom des 1. Jh. v. Chr. (Giusto Traina), der zwar informativ ist, aber den thematischen Rahmen des Bandes ziemlich sprengt.

Der Einleitung der Herausgeber gelingt es überzeugend, auf wenigen Seiten den Stand der Forschung zu skizzieren. Sie definieren *antiquitas* als «a select segment within the past», also eine bewusste Konstruktion, die drei wichtige Kriterien aufweise: sie sei erstens zeitlich fluide und sei lediglich als relationales Konzept zu greifen (es gebe demnach keine absolute chronologische Abgrenzung) und zweitens ein wertender Begriff (das Alte kann dabei als positiv oder negativ bewertet werden). Drittens sei eine so verstandene Vergangenheit stets mit der Frage nach Kontinuität und Diskontinuität verbunden (endet *antiquitas* abrupt, oder geht sie nahtlos in die Gegenwart über?).

Die ersten beiden Beiträge von David Konstan zur Frühgeschichte der Menschheit aus philosophischer Sicht und von Giancarlo Mazzoli zu Senecas Konzept eines Primitivismus passen hervorragend zusammen. Beide diskutieren auf überzeugende Weise Fragen der Kontinuität zwischen Frühzeit und Gegenwart. Konstan zeigt, dass die Stoa von einer Weiterentwicklung immer schon vorhandener Merkmale im Laufe der Menschheitsgeschichte ausging, während die Epikureer einem Evolutionsmodell verpflichtet waren, das qualitative Unterschiede zwischen früher und späterer Phase der menschlichen Entwicklung zuließ. Mazzolis außerordentlich reiche Übersicht (ein Höhepunkt des Bandes) zeigt, dass die Vergangenheit für Seneca ein zutiefst dialektisches Konzept war. *Antiquitas* wird einerseits als moralisch bedeutsam für die Gegenwart gesehen (ihr steht dann die negativ konnotierte *vetustas* gegenüber). Die so konzipierte Vergangenheit, die den Philosophen teilweise unabhängig vom Schicksal machen könne, lasse sich durch *aemulatio* in der Gegenwart wieder aufleben und sogar verbessern (hier zeigt sich die Verbindung zum stoischen Prinzip der kulturellen Weiterentwicklung, das Konstan bespricht). Dagegen stehe aber bei Seneca ebenso die Warnung vor der unkritischen Verherrlichung der Vergangenheit: die Gegenwart sei, was moralische Entwicklung, Kenntnis und Einsicht betrifft, erhabener als die noch ungeformte und unreflektierte (damit jedoch auch unschuldige) Urzeit. Wenn an diesem Beitrag etwa zu kritisieren ist, dann die Tatsache, dass der Verfasser teilweise recht unvermittelt zwischen ästhetischer, wissenschaftlicher und moralischer Konzeptualisierung der Vergangenheit springt, was das Argument m.E. etwas weniger stringent macht, als es sein könnte.

geliefert, die als Widmungsträgerin des anzuzeigenden Bandes viele seiner Autoren ange-regt zu haben scheint.

Eine andere Antwort auf die Frage, wie angesichts einer postulierten Diskontinuität die Vergangenheit noch fruchtbar für die Gegenwart gemacht werden kann, gibt Julian Schreyer in seinem Beitrag zu Pausanias. Nach einer leider recht redundanten und stark floskelhaft geschriebenen Charakterisierung der verschiedenen narrativen Möglichkeiten, sich der breitestmöglich definierten Vergangenheit in Pausanias zu nähern, folgt ein Teil, in dem im Anschluss an J. Rösen vier verschiedene Arten, der Vergangenheit Sinn zu geben, behandelt werden (traditionell, exemplarisch, kritisch und generisch).¹ Nach Schreyer wird die Diskontinuität zwischen Antike und Gegenwart auf materieller Ebene durch die immaterielle Bedeutung für die Gegenwart aufgehoben; zugleich werde die an physische Sichtbarkeit gekoppelte Erinnerung an die Vergangenheit durch Vergänglichkeit der Architektur bedroht. Zum Letzten ließe sich argumentieren, dass Pausanias' Textualisierung der physischen Sehenswürdigkeiten als partielles Heilmittel gesehen werden könnte. Zu wenig problematisiert scheint mir, dass Schreyer Pausanias' Text als narrativ charakterisiert und mit einer narratologischen Theorie der Geschichtswissenschaft beschreibt, obwohl Teile des Werks wohl eher dem *descriptive mode* zuzuordnen sind, für den andere, weniger strenge Erwartungen von Konsistenz gelten dürften.

Marco Formisano liefert den theoretisch weitreichendsten Beitrag. Für die Spätantike schlägt er das Konzept des Anachronischen vor, das er im Rückgriff auf die Kunsthistoriker A. Nagel und C. Wood als «essere nuovamente tardo» (S. 71) umschreibt.² Das Problem der Diskontinuität werde dadurch aufgehoben, dass man eine gleichsam geschichtslose Kultur erschaffe: Allegorie und Typologie träten an die Stelle von historiographischer Kontingenz. Literatur ist dann keine Repräsentation der Vergangenheit mehr, sondern deren Interpretation; ein historisches Dokument wird als so unwirklich und zeitlos erfahren, dass es wie eine *imitatio sui ipsius* erscheint. Formisanos eigentliches Ziel ist es, den werten Begriff Spätantike (im Sinne von 'nicht mehr ganz echte Antike') als produktive Interpretationskategorie umzudefinieren: man könnte seine Definition des Anachronischen demnach ergänzen zu «essere nuovamente e consapevolmente tardo». Er bringt hierfür zwei konkrete Beispiele: Ammianus Marcellinus, dessen Geschichtswerk nicht mehr das Vergangene mithilfe der Gegenwart, sondern die Gegenwart mithilfe des Vergangenen erklärbar machen wolle (es ließe sich fragen, ob das wirklich so typisch für die Spätantike ist – ist nicht schon im augusteischen Rom die Vergangenheit als Interpretant der neuen Gegenwart eingesetzt worden?), und die *Panegyrici Latini*, die das Vergangene aufhoben, indem die als unfassbar großartig dargestellte Gegenwart das Unglaubliche der Vergangenheit glaubwürdig mache, wodurch die Grenzen zwischen Fiktion und Wirklichkeit aufgelöst würden.

Virginia Fabrizi eröffnet den zweiten Teil des Bandes, doch passt ihr Beitrag als Ergänzung hervorragend zu dem Formisanos. Auch sie stellt die Frage nach der *agency* des Vergangenheitsbildes, indem sie Livius' Konzept der *memoria* als autoritätsstiftendes Konzept anführt. Der auch philologisch ansprechende Aufsatz (die Verfasserin bietet eine Wortfeldanalyse der Begriffe *ve-*

¹ Vgl. J. Rösen, 'Die vier Typen des historischen Erzählens', in: R. Koselleck, H. Lutz und J. Rösen (Hgg.), 'Formen der Geschichtsschreibung' (München 1982) 514–605.

² A. Nagel und C. Wood, 'Anachronic Renaissance' (New York 2010).

tus/antiquus/vetustus usw.) zeigt auf, dass die Zuschreibung von *antiquitas* für Livius an Erinnerung gekoppelt ist (ein alter Brauch, der vergessen ist, erscheint wie neu). Nur durch diese Koppelung von Antikenvorstellung und Erinnerung sei es möglich, das Vergangene gemäß dem augusteischen Programm wieder neu zu beleben und als Interpretant der Gegenwart zu verstehen. Gegen diese inhaltlich postulierte Kontinuität durch *memoria* setze Livius hingegen narrativ *antiquitas* auch als Markierung von Diskontinuitäten ein: Reflexionen über *antiquitas* erschienen oft bei großen historischen Übergängen (etwa der 'zweiten Stiftung' der Stadt im Jahr 390 v. Chr. oder der Eroberung von Asia mit dem daraus resultierenden Aufkommen von *luxuria* in Rom).

Claudia Moattis Beitrag zur politischen Terminologie der Kaiserzeit konzentriert sich auf das Verhältnis des Kaisers zur *res publica*. Sie zeigt auf, dass Herrscher sich zwar regelmäßig auf die Phase der späten Republik berufen, aber dass zugleich im Laufe der Zeit die Bedeutung der alten Begriffe mehrdeutiger wird. Fragen, die aufgeworfen werden, lauten: Hat der Kaiser ein Mandat oder ist er der Staat; ist der Herrscher eine Synekdoche oder eine Analogie des Staates; besitzt er den Staat? Letztlich plädiert die Verfasserin dafür, dass in der Kaiserzeit die Dichotomie zwischen Republik und Monarchie eher marginal diskutiert wurde; wichtiger sei die Trennung zwischen Tyrannei und sich am Volk orientierender Herrschaft gewesen. Zuletzt argumentiert Moatti, dass der Begriff *res publica*, in der frühen Kaiserzeit noch gebraucht, um politische Kontinuität zu suggerieren, in der Spätantike (etwa bei Augustinus) ein kulturelles und moralisches Erbe bezeichne. Dieser Teil des Beitrags lässt sich mit Formisano in spannender Synthese lesen: die Auflösung der ursprünglichen Vergangenheit (da die Begriffe ihre scharfe historische Verortung verlieren) ermöglicht die Neuerfindung der Vergangenheit als Linse, durch die die Gegenwart erfasst wird (Formisanos Anachronie). Leider zeigt sich hier wie auch sonst, dass die Autoren des Bandes nur sehr selten aufeinander Bezug nehmen, wodurch das Entdecken möglicher Gemeinsamkeiten, aber auch die Diskussion verschiedener vorgestellter Vergangenheitskonzepte dem Leser vorbehalten bleibt.

Gut zu Formisanos und Moattis Beiträgen scheint mir einer der beiden der Renaissance gewidmeten Aufsätze zu passen. Gerhard Regn bespricht die Kanonisierung Petrarcas im 16. Jh. (v.a. Bembos Rolle wird ausführlich behandelt). Regn deutet dessen Klassizismus nicht als bloßen Konservatismus, sondern als den Versuch, die eigene Literatur durch einen sehr eigenen, nicht-historisierenden Rückgriff auf die Antike zu legitimieren.

Stefano Rocchis Aufsatz eröffnet den dritten Teil des Bandes. Er widmet sich den vielen Parallelen zwischen Horaz' *Ep.* 2,1 und Apers Argumenten in Tacitus' *Dialogus*. Der Aufsatz fällt konzeptuell ein wenig hinter die zuletzt genannten Beiträge zurück. Zurecht, aber kaum überraschend weist der Verfasser darauf hin, dass beide Texte kritiklose Bewunderung der Vergangenheit ironisieren und stattdessen für ein Modell plädieren, das durch *aemulatio* kulturellen Fortschritt zulässt (insofern schließt der Beitrag bei Mazzolis Diskussion von Senecas Werken an). Dies geschieht durch textnahe Interpretationen des Argumentationsgangs beider Werke. Interessant ist das Ende des Beitrags, wo die Rekonstruktion eines jeweiligen Kanons der 'modernen Autoren' für beide Texte geleistet wird.

Leofranc Holford-Strevens' Beitrag passt insofern zu dem von Rocchi, als er ebenfalls zwei Autoren miteinander vergleicht. Allerdings kommt er dabei zu viel überraschenderen Schlüssen; der dicht geschriebene Beitrag dürfte das Zeug zum Klassiker haben. Der Verfasser argumentiert, dass Fronto und Gellius, oft als 'Archaisten' über einen Kamm geschoren, mit ziemlich unterschiedlichen Zugriffen auf die Vergangenheit hantierten. Beide suchten zwar nach ausgefallenen Wörtern, aber Fronto, der als gesellschaftlicher und literarischer Außenseiter gekennzeichnet wird, sei nicht moralisch, sondern rein philologisch an der Vergangenheit interessiert gewesen. Insofern ist er ein Gegenentwurf zu Formisanos anachronischer Spätantike. Als Nicht-Römer hatte er keinen Wunsch, die *veteres* (vor allem republikanische Schriftsteller vor dem 1. Jh. v. Chr.) als seine Vorfahren darzustellen. Gellius dagegen suche die Antike um ihrer selbst willen, als Studienobjekt *sui iuris*. Er sei somit im Ganzen viel traditioneller und viel römischer als Fronto.

Mario De Nonno bietet eine gelehrte Übersicht darüber, wie die *grammatici Latini* sich auf die *veteres* berufen. Grundsätzlich zeigt sich in dem Beitrag besonders deutlich die Ambiguität des *antiquitas*-Begriffs der Römer. *Veteres* konnten einerseits archaische Autoren sein, deren Nachahmung nicht anzuraten ist, da sie der Regel und der *consuetudo* nicht (mehr) entsprechen (was nicht verhindert, dass Material ihrer Werke aus historischen, wissenschaftlichen Gründen oder als wohldosierter *ornatus* der eigenen Rede noch auf Interesse stieß); zweitens sind die *veteres* spätrepublikanische und selbst augusteische Autoren, die als Richtschnur der *regula* herangezogen werden. Zusätzlich bietet der Beitrag eine kritische Erstedition einer *brevis disputatio de Latino sermone* (erwähnt in Keil, GL IV p. 562, 24 n.).

Cecilia Mussini liefert den zweiten Beitrag, der sich der Renaissance widmet. Er steht in der zweiten Sektion, passt aber m.E. gut zur *auctoritas*-Frage, die De Nonno behandelt. Mussini untersucht den Gebrauch der Begriffe *vetus/antiquus* in Angelo Polizianos exegetischen Schriften, vor allem den *recollectae*, die seinen Unterricht recht genau widerspiegeln. Drei Fragen werden besprochen: Was nennt Poliziano einen *vetus codex* (gegen S. Rizzo,¹ die davon ausging, dass Poliziano codices absolut datiert, *antiquissimus* etwa nur für Unzialcodices verwendet, plädiert Mussini für relative Chronologie: die Autorität der Lesart ist das Kriterium dafür, was Poliziano als *antiquus* bezeichnet – selbst eine Handschrift des 14. Jh. kann das sein)? Welche Rolle haben die spätantiken Kommentatoren und Grammatiker (sie sind nicht selbst *antiqui*, sondern Mittler der antiken Autoren; am Ende des Beitrags steht dann die These, dass Poliziano aktiv den Kanon der antiken Autoritäten vergrößern will, um ein Totalbild der Antike zu erreichen)? Und (lediglich skizzenhaft): Wie geht Poliziano mit Realia um?

Den längsten Aufsatz des Bandes steuert Dario Mantovani bei. Anders als viele andere Autoren und auch anders als im Vorwort postuliert, nennt er eine klare chronologische Grenze zwischen Alt und Neu, in diesem Fall zwischen alten und modernen Juristen: Masurius Sabinus und Cassius Longinus in tiberianischer Zeit. Beide sind unter Augustus' Herrschaft geboren und somit die ersten 'echt' augusteischen Juristen. Augustus' kaiserzeitliches Bild als Herrscher, mit dem ein

¹ S. Rizzo, 'Il lessico filologico degli umanisti' (Rom 1973).

neues Zeitalter begonnen hat,¹ wird somit auch bei den Juristen greifbar. Sabinus selbst sei zudem als ‘Archäologe’ seiner Disziplin anzusehen, wenn er Aussprachen alter Juristen sammelt und sich gleichzeitig von diesen Vorgängern methodisch absetzt. Methodisch angreifbar ist eventuell die Interpretation des recht isolierten Testimoniums von Neratius aus dem Jahr 97 n. Chr. (S. 287), ansonsten aber ist der Beitrag sehr gelehrt und überzeugend (so weit der nicht juristisch geschulte Rezensent das beurteilen kann).

Fabio Gastis abschließender Aufsatz über den Einfluss von Varros *Disciplinae* auf Augustinus’ gleichnamiges, jedoch Fragment gebliebenes Projekt erscheint mir zwar anregend, aber auch sehr spekulativ. Die christlichen Autoren der Spätantike hätten Varro als Sammler von Wissen der Vergangenheit nicht um des Wissens selbst, sondern um eines höheren philosophischen Erkenntnisinteresses willen rezipiert (soweit ist die Darstellung überzeugend). Augustinus habe dieses Varrobild in seiner Zeit in Cassiciacum übernommen und Varro darum zum Modell seines Werks gemacht (die Tatsache, dass der Verfasser hier zwei verlorene Werke miteinander vergleicht, macht das Argument gewagt).

Wie stets bei Sammelbänden, kann auch dieser das Thema natürlich nicht erschöpfend behandeln (am schmerzlichsten habe ich einen eigenen Beitrag zu Varro, dem vielleicht wichtigsten antiquarischen Gelehrten der römischen Antike, vermisst, dessen Werk in den letzten Jahren neues Interesse gefunden hat, nicht zuletzt durch die Arbeiten von Elisa Romano, der Widmungsträgerin des Bandes). Doch hat der Sammelband davon abgesehen viel Lesenswertes zu bieten. Er führt den Reichtum des Vergangenheitsbildes und der Vergangenheitskonstruktion der Römer vor Augen und zeigt auf, dass bestimmte Fragen (Kontinuität, Autorität, *aemulatio*, absolute oder relative Chronologie und Moralität) in verschiedensten Gattungen, Disziplinen und Zeiten immer wieder neu diskutiert wurden. Leider fehlt dem sorgfältig produzierten Band nicht nur ein *index nominum* und *locorum*, sondern auch ein *index rerum*, der seinen inhaltlichen Reichtum erschlossen hätte. Im Ganzen stellt der Band eine willkommene Ergänzung der bestehenden Literatur über die antike Konstruktion einer Vergangenheit, die ihrerseits bereits als ‘antik’ verstanden wird, dar.

Leiden

Christoph Pieper

*

Iris von Bredow: *Kontaktzone Vorderer Orient und Ägypten. Orte, Situationen und Bedingungen für primäre griechisch-orientalische Kontakte vom 10. bis zum 6. Jahrhundert v. Chr.* Stuttgart: Steiner 2017. 394 S. 7 Ktn. (Geographica Historica. 38.).

Auch wenn das Verhältnis der antiken griechischen Kultur zu Vorderasien und zu Ägypten die Altertumswissenschaft seit ihren Anfängen beschäftigt, ist es nach wie vor ein Thema für ausgewiesene Spezialisten, die fundierte Kenntnisse über die bestehenden Fachgrenzen hinweg aufweisen müssen. Dass man die im Oktober 2018 verstorbene Iris von Bredow zu diesem Kreis zählen durfte, bewies sie mit dem hier zu besprechenden Band, mit dem sie eine Lücke in der bisherigen

¹ Vgl. hierzu rezent P. J. Goodman (Hg.), ‘Afterlives of Augustus, AD 14–2014’ (Cambridge 2018).